

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 258.

Donnerstag, 4. November

1926.

Die zwölf Nächte.

(22. Fortsetzung.)

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

„Eigentlich sollten diverse Türen erbrochen werden. Aber da machte ich nicht mit. So ließ uns die Obst herein. Wir „arbeiteten“ musterhaft. Als wir gerade fertig waren, kam Lisa Müller . . .“

„Und etwas später die Opiumzigarette!“

„Wissen Sie auch? Aber das Ding war ja gar nicht vergiftet. Keine Spur von Gift. Von Neclean hatte ich noch ein paar englische, Wils u. Co. Als ich merkte, daß Lisa das scharfe Zeug nicht vertrug . . .“

„Erinnerten Sie sich des alten Kasinoschmattes in Serbien?“

Hans Grüner nickte reumütig. „Was sollte ich machen? Sie wick und wankte nicht in der Diele. Gut übrigens, daß Alara Obst zwischen Abendbrot und Schlafengehen heimlich einen gewissen Revolver entladen hatte. Fräulein Müller sah nicht so aus, als ob sie Angst vor unseren Läusen hätte.“

Ich will mich kurz fassen, denn in jener Nacht ging das Weitere auch blitzschnell. Raum war unser lästiger Wächter eingeschlafen, räumten wir alles wieder an Ort und Stelle. Daß uns nur kein Versehen passierte! Denn Lisa Müller sollte am nächsten Morgen an einen wüsten Traum glauben. Sie konnte dies um so eher, als Onkel natürlich nichts von einer „tiefen Narke“ wußte, in der er gelegen haben sollte.

Bald aber merkte ich zweierlei: Lisa glaubte nicht an den Schwindel. Ich aber merkte, daß es dem Schuft Neclean doch wohl ernst mit dem Diebstahl war, denn als ich die gewetteten 200 Dollar kassieren wollte — ich hatte sie doch gewonnen, denn meine Komplizen waren mit dem vollen Auto bis auf die Straße gekommen, als ich sie zurückpiff — lachte er mich einfach aus. Arzene Lupin oder meinte er Raffles? hätten nie aus Angst ihren Raub retourniert. Er drang auf Wiederholung des Abenteuers, schlug noch eine Wette vor usw. Er hat nämlich unheimliche Spielschulden, aber das erfährt er erst später. Und nicht wahr: Raffenber bekommt man doch nur von richtigen Komplizen?“

Dr. Binger antwortete nicht. Ihn beschäftigten längst andere Fragen.

„Ihr Onkel ist Franzose? Weshalb verließ er Paris? Was trieb er in Kanada? Was wurde aus seinem Assistenten? Er heiratete einst eine Dame aus Wien. Ich weiß, sie starb noch in Paris. Lebt die Schwester, Ihre Frau Mutter, noch?“

Hans Grüner zögerte. „Auch mein Mütterchen ist lange tot. Im übrigen . . . weshalb fragen Sie nicht Onkel selbst?“

„Sie haben recht.“ Der Freund reichte ihm zum Abschied die Hand. „Ich wollte Herrn Professor Molinar sowieso heute gegen Mittag besuchen.“

„Und dann werden Sie auch Lisa Müller sehen . . .“

„Vielleicht.“

Dr. Binger überfah die bittende Miene des anderen.

„Es ist nur, ob . . . sie nach meiner Entlassung wieder mit mir Tennis spielen würde . . .“

Da verließ ihn Dr. Binger ärgerlich.

So ein Bruder Leichtfuß, dieser f. f. Oberleutnant Grüner! La reine est morte, vive la reine . . .

Biel zu lang hatte sich der junge Kriminalist im Untersuchungsgefängnis aufgehalten. Als er nach der Uhr sah, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß ihm nur eine Viertelstunde Zeit blieb. Punkt zwölf Uhr mußte er Auge in Auge mit Molinar sein. Andere warteten nervös auf diese Stunde, und er hätte sich beinahe bei einem Bruder Leichtfuß verschwagt. Immerhin, was er erfahren, war nicht ohne Wert. Wieder ein Steinchen zum Aufbau des riesengroßen Baues der Anklage, ein Mittel zur Überführung der wahrhaft Schuldigen.

Er warf sich in ein Auto.

Als er kurz vor der Villa zwei Herren gewahrte, die in eifrigem Gespräch hinter einem Gebüsch standen, nickte er befriedigt.

Auch über die Existenz eines alten Straßentehrsers an der Ecke quittierte er aufatmend.

Das Auto bog in den Torweg ein. Tiefe Furchen drückten seine Pneus in den knirschenden, beiseite fliegenden Kies.

„Keine einzige Spur mehr zu sehen, Ritty, haben meine Freunde nicht gut gearbeitet?“ lächelte er grimmig. Ihm fiel die Erzählung Lissas wieder ein.

Es war ja alles so raffiniert bis ins kleinste ausgeklügelt! Nur darf man dann nicht ein Mädchen mit dem anderen verwechseln . . . Auch die ins Gebüsch geschleuderte Zigarette war eine große Dummheit von dir, Mister Neclean. Zulezt der Einbruchversuch in meinem Hotel, wegen des verräterischen Holzspans. Durch brutale Gewalt gewinnt man nie . . .

Das Auto hielt auf der Rampe.

Lisa war nicht zu sehen.

Hastig blickte er zum hundertsten Male auf die Uhr. Sie wies auf zwölf Uhr zwei Minuten. Sein Kopf drohte auf die Brust zu sinken. „So werde ich sie vor der Entscheidung nicht mehr sehen! . . . Ob es gut war, ich weiß es nicht . . .“

Er raffte sich zusammen, obwohl es ihn wie plötzlicher Schwindel überkam. Nun zu Molinar!

Wo mochte der Professor sein?

Um diese Zeit pflegte er seine wundervollen Rosen zu betrauen . . . Doch der Garten war leer . . . Bis auf Franz . . .

Der grinst heim Anblick des bekannten Gastes, schwenkte den abgegriffenen Strohhut und deutete mit dem schmutzigen Daumen nach dem Laboratorium.

Nach dem hintersten Raum des Laboratoriums . . .

Eisige Schauer überliefen den Besucher. Er fühlte, wie seine Knie plötzlich kraftlos wurden.

„Was ich nur für den äußersten, alleräußersten Notfall in Betracht zog, wird . . . muß vermieden werden!“

Wieder überkam ihn dies plötzliche Verzagen. Das Herz wurde so schwer und bleiern. Schlag es überhaupt noch? Und warum huschte ein Raunen über die müden Augenlider, „schlafen, schlafen“!?

War dieser Molinar ein Hypnotiseur? Lauerte er hinter irgendeinem Fenster und vermochte, den eisenden Fuß zu lähmen, das Herz mit Klammern zu umgeben? Das Hirn auszudörren?

In der Ferne sang eine Autofirene . . .

Diefer Klang . . . !

Dr. Binger hatte sich wieder gefunden. Die Freunde waren nah.

Trotzdem und trotz allem. Nun konnte er erst recht in das Haus eilen und Lisa warnen . . .

Da flirrte das Fenster des Laboratoriums und der Kopf des greisen Professors erschien.

„Gute Nachricht von meinem Nessen? Eilen Sie! Die Tür ist offen . . . Oder haben Sie angst vor meinen kleinen, unschuldigen Experimenten? Bin allerdings bei der Arbeit, kann Ihnen nicht entgegenkommen. Es ist ein neues Haarwasser . . .“

Da wußte Dr. Binger, daß er diesen Weg gehen mußte, wenn er Professor Molinar . . . ins Auge fassen wollte.

*

Der Chemiker war sehr geschäftig. Er eilte in dem engen, zellenähnlichen Raum hin und her, setzte für seinen Besuch einen Stuhl frei, rückte an den Gardinen des verschlossenen Schrankes, verbrach aus Ungehoor eine Phiole und trat endlich wieder hinter den Tisch, wo über der Flamme im durchsichtigen Kolben eine dünne, gelbe Flüssigkeit brodelte.

In der Luft lag ein Geruch wie von verbranntem Gummi.

Doch den Kriminalisten fesselten mehr die dicken Glasplatten, die er im Schrank erblickte, bevor der Professor die Vorhänge schnell schloß.

Metall — Holz — Gummi — Glas . . . hämmerte eine Stimme in seinem Ohr. Wie aus der Ferne hörte er den Chemiker:

„Ich bin zerstreut und verärgert. Mein Sekretär bummelt seit gestern abend. Wo ich so dringend zu arbeiten habe . . .“

Er weiß noch nichts! atmete Binger auf.

„Mister Mclean? Oh, wie pflichtvergessen. Darf ich mir eine Zigarette anzünden?“ Es fehlten noch lange zwei Minuten an der festgesetzten Zeit. Und doch glaubte er, schnell vorgehen zu müssen. „Da fällt mir übrigens ein . . . Ich habe heute nacht den Engländer gesehen . . .“

Molinar hob langsam den Kopf. „Und weshalb sprechen Sie nicht weiter?“

„Er war in Begleitung einer . . . Dame.“

„Immer Weibergeschichten!“ Die kleine Stachel Flamme zuckte hoch, die gelben Teufelchen begannen sich zu regen.

„Die Dame mit dem Leberfleck.“

„Hoho! Hat der alte Mclean sie meinem Nessen abgepannt?“

Binger fand, daß die Stimme hinter dem Tisch zitterte.

„Über die Liebesgeschichten in Ihrem Hause bin ich nicht orientiert. Hauptsache ist, daß Ihr Nesse noch heute frei wird.“

„Da wird sich Lisa Müller freuen.“

„Sicher!“ meinte der Besuch trocken. „Zumal wenn sie erfährt, daß es sich bei dem Einbruch in Ihrer Villa nur um eine Wette handelte . . .“

„Eine Wette? Das verstehe ich nicht.“ Molinar drehte die Flamme aus und ging um den Tisch herum. Lächelnd nahm er auf einem Stuhl Platz. „Erzählen Sie!“

Dr. Binger warf schnell einen Blick auf seine Uhr. Nur noch wenige Sekunden fehlten . . .

„Du lieber Gott . . . Wetten ist ja für manche eine Leidenschaft. Schade übrigens, daß Sie Ihr Experiment nicht fortsetzen, Herr Professor. Sie waren sicher eben dabei, ein Mittel zu erfinden, wie man Glas mit einem Ruck in die Luft blasen kann? — Das nur nebenbei. Wetten wir, daß Sie graue Augen haben? Nehmen Sie doch die Brille ab!“

„Glas?“ machte der Professor verdutzt. „Mit mir wetten? Unsinn, ich habe . . .“ Ärgerlich, nervös, kopfschüttelnd nahm er die goldene Brille ab.

Zwölf Uhr zwölf Minuten . . .

Eine Sekunde verrann noch . . .

Es war Dr. Binger, als ob sie zäh dahin schleiche. Hatte man ihn verlassen, war er bei diesem entsetzlichen Kampf auf sich ganz allein gestellt?

Endlich, endlich war hinter seinem Rücken ein Geräusch. Zwei Herren standen auf der Schwelle. Ein geschneigelter, gebügelter mit kunstvoll gekräuselter Spitzbart und ein Greis mit zitternden Händen. Beide sprachen gleichzeitig.

„Sehr richtig! Jacques Mouffet hatte immer braune Augen!“

„Mon dieu! Er ist's! Und ich glaubte, er sei längst in Kanada gestorben!“

„Lecoq, verdammt!“ Der Professor setzte hastig die Brille wieder auf. „Und mit ihm der Procurateur . . . eh . . . Botschafter Renaud! Das ist ein . . . unerwarteter Besuch . . .“ Sein verzerrtes Gesicht glättete sich.

„Ich hoffe, die Herren bleiben zu Tisch . . .“

„Alter Halunkel!“ sagte Lecoq grob. „Gib das Rennen auf! Zu einem Reffilet aus deiner Alchimisteküche sind wir nicht aus Paris hierher gerannt. Dina Reimers ist tot. Selbstmord. Mclean hatte nicht den Mut dazu. Dafür hat er ein Geständnis abgelegt . . .“

„Dina tot? Wirklich tot?“ Jacques Mouffet — wir wollen ihn fortan nur noch so nennen, da ein Lecoq sich nicht zu irren pflegt — taumelte, lehnte sich mit dem Rücken gegen den Schrank.

„Und Alara Obst, Mieke Maier, Jeanette Duval und all die anderen sind verhaftet . . .“

Der Verbrechenssenior versuchte trotzdem sich zu sammeln.

„Die Herren belieben zu scherzen. Was sind das für Namen? Sie sehen mich verstört . . . Ja, eine Dina Reimers kannte ich. Mein Nesse verliebte sich im Krieg in die junge Dame . . .“

Im äußeren Laboratorium wurden eilige Schritte hörbar. Kitty Wood, die Verschundene, eilte über die Schwelle. Ihr einfältiges Gesicht war verzerrt, die blonden, dünnen Haare flatterten gelöst. Sie hatte die letzten Worte vernommen.

„So hat mich diese Reimers doch mit Hans hintergangen!“ sprudelte sie. „Ich werde sie bestimmt noch einmal erschießen. Und nicht wahr, Onkel Jacques, dann befreien Sie mich wieder so schön?“

Jetzt erst gewahrte sie die anderen Herren. „Oh, weh!“

„Idiotin!“ zischte Mouffet, griff mit der Hand nach hinten und erfaßte den Schrankschlüssel.

Zwei, drei Sekunden vergingen . . .

Nur Dr. Binger wußte, was nun kommen konnte. Und alles Blut aus dem Herzen schlug gegen seine Schläfen.

Als . . . der . . . Schrank . . . aufgeschlossen . . . war — strömte das Blut mit einem Ruck nach seinem Herzen zurück. Er schauderte nicht wie der Reiter auf dem Bodensee. Er sagte kühl:

„Die Leitung nach Ihrem Keller scheint gestört zu sein, Jacques Mouffet. Sonst wären wir doch unbedingt in die Luft geflogen.“

„Sie haben . . .?“

„Nicht ich, mein Herr. Ich sitze ja hier. Aber wer mit Frauen sich verbündet, wird wohl auch der Polizei dies einräumen.“

„Diese Müller!“ schäumte der überführte Verbrecher. „Eine elende Polizeispionin, ich ahnte es längst!“

„Das laum“, sagte der junge Kriminalist kühl. „Dem echten Professor Molinar hätte ich die Dame als meine Braut vorgestellt. Ich reise heute abend mit ihr ab. Die Augen eines Jacques Mouffet brauchen sie nicht länger zu beschmutzen . . .“

(Schluß folgt.)

Nachhaison.

Heitere Skizze von W. Müller-Gordon.

Onkel Moritz pflegt zu sagen: „Wem Gott will, rechte Gunst erweisen, den läßt er erst nach der Saison verreisen.“ Seine Frau pflichtet ihm darin durchaus nicht bei; vermutlich, weil die Begriffe über Gunst auseinander streben; aber diesmal ging es trotzdem nicht nach ihrem unfehlbarem Geschick: wir hatten während der Saison einfach kein Geld und waren daher froh, daß es eine Nachhaison gab. Wenigstens ich war froh, während meine Frau damit rechnete, in „ausgestorbene Nester und langweilige Hotelpensionen“ zu kommen.

Als wir in N. den „Hirschen“ betraten, fragte uns der Portier, ob wir Zimmer bestellt hätten.

„In der Nachsaison?“ fragte meine Frau ein wenig unmutig, „das ist wohl nicht Ihr Ernst?“

Der Portier zeigte nur auf das grobe schwarz-rote Schlüsselbrett, auf dessen fünfzig Haken auch nicht ein halbes Dutzend Schlüssel hing: „Alles besetzt.“

„Schöne Wirtschaft“, grollte meine Frau, „das hättest Du aber auch bedenken können!“

„Ja! Natürlich, wo du schon mit dem Schicksal gehabert hast, daß du „einsam und verlassen“ in N. sein würdest.“

„Bitte, halte keine Vorträge, sondern suche eine Wohnung!“

Im „Bergheil“ schien es endlich zu glücken. „Das heißt“, sagte die Wirtin, „Platz haben wir auch keinen, aber zum Donnerstag werden zwei Betten frei. Wenn Sie so lange warten wollen, könnte ich Ihnen inzwischen zwei Einzelzimmer geben, deren Inzassen für heute und morgen von Ihrer Bergtour nicht zurück zu erwarten sind.“

Meiner Frau war schon alles recht und mir billig. Man verabfolgte uns ein sehr gutes Abendbrot, und während wir es uns nach so viel Mühsal und Enttäuschung schmecken ließen, wurden die Betten auf Nr. 17 und 32 für uns übergeben, und wir fielen bald darauf — getrennt von Tisch und Bett — in Morpheus Arme.

Ich muß das unglaublichste Zeug geträumt haben. — Mitternacht war längst vergangen. Nirenspul erfüllte mein Zimmerchen, ich hörte ein Flüstern und Wispern und erwachte schließlich von einem halbhunterdrückten, angstvollen Schrei: „Um Himmels willen — hier liegt — ja jemand — in meinem Bett!“

„Ein Mann!“ schrie eine zweite Stimme ebenfalls weiblicher Art.

Schlaftrunken öffnete ich die Augen. Ein Lichtstumpfchen auf dem Tisch beleuchtete matt die Umrisse zweier entzückter junger Damen.

„Wie kommen Sie hier herein?“

„Dort!“ sagte ich gähnend und zeigte auf die Tür.

„Dann werden Sie „dort“ auch schleunigst wieder verschwinden, Sie Kamel!“

Ich richtete mich auf.

„Nein“, schrien sie, „rühren Sie sich nicht vom Fleck, bleiben Sie!“

Ich war mittlerweile völlig ernüchtert.

„Meine Damen“, sagte ich, „Ihre Angst ist grundlos; ich bin weder Juwelendieb noch Fassadenkletterer, sondern ein gewöhnlicher Rudsaftourist, und wenn Sie das noch mehr zu beruhigen vermag: verheiratet — meine Frau schläft auf Zimmer 17.“

Siebzehn? — Also darum war die Tür dort verschlossen!

„Das will ich wohl glauben. Meine Frau riegest sich stets ein, während ich weniger fürchte, weggetragen zu werden.“

Ich beruhigte sie weiter mit der Erklärung, wie ich zu Bett und Zimmer gekommen sei.

„Ja, aber was machen wir nun?“

„Sie haben das selbstverständliche Vorrecht und außerdem, meine Damen, die Majorität. Bitte, bestimmen Sie.“

Bestimmten sie schon.

„Himmel, wenn das jemand erfährt!“

„Ja“, sagte ich trübselig, „ich überlege auch fortwährend die Frage: Wie sage ich es meiner Frau?“

Helles Lachen. — „Sie Bedauernswerter! Hätten Sie nur auch die Tür abgeriegelt!“

„Ja. — Aber dann säßen Sie jetzt auf dem Korridor, und wir hätten uns nicht auf diese unvergleichliche Weise kennen gelernt.“

„Sie können noch spotten?“

„Es war mir nie ernst zu Mute.“

„Dann sagen Sie etwas Vernünftiges!“

„Soll geschehen. Zählen Sie mal gefälligst bis fünfzig. Und wenn Sie wollen, machen Sie dabei die Augen zu.“

Bitte, anfangen: eins, zwei —

Ich zählte mit, stand dabei auf und zog mich an.

„So, nun legen Sie sich, so wie Sie sind, aufs Bett — für zwei Schlanke, die nicht drängeln, reicht's schon — und mir überlassen Sie das Sofa.“

„Aber das geht doch nicht!“

„Wenn ich Ihnen erzählen würde, in was für Offiziersquartieren ich während des Weltkrieges gelegen habe, und wo wir manchmal unsere Flüchtlinge haben unterbringen müssen, Damen der Gesellschaft, wie Sie dann —“

„Also gut. Abgesehen, ich heiße Stefanie Zurbuchen, dies meine Schwester, Frau v. Bingen, die mit ihrem Mann das Zimmer 17 bewohnt. Da es eben verschlossen war, ist mein Schwager ins Rauchzimmer gegangen, um sich aufs Billard

zu legen, und ich habe meine Schwester hier mit herauf genommen.“

„Verstehe“, sagte ich, ebenfalls meinen Namen nennend. „Vermutlich sind Sie von Ihrer Bergtour früher zurückgekehrt, als man im Hause erwartete.“

„Gewiß, so ist es, und da die Hinterfront für solche Zwecke offen gehalten wird, so wollten wir natürlich niemand stören.“

„Schicksalsverkettung.“ —

Schließlich umging uns doch ein wohlverdienter Schlaf. Unerwarteterweise wurde schon am nächsten Vormittag ein Zimmer frei. Meine Frau war außerordentlich aufgeräumt und zeitweise geradezu bestridend liebenswürdig gegen mich.

Ich aber dachte nur immer: „Wie sag ich's meiner Frau?“

Nach Tisch wurden wir Herrn v. Bingen vorgestellt, und den Kaffee nahmen wir bereits am gemeinsamen Tisch ein. Ein Spaziergang schloß sich daran, und schließlich lagerten wir uns irgendwo im weichen Moose unter dem herbstlichen Blätterdach des Waldesdomes.

„Fräulein Stefanie“, raunte ich, „Sie könnten doch eigentlich den Anfang in der Beichte machen; Ihnen muß es doch am leichtesten fallen.“

„Ja!“ flüsterte sie, „mir schwant, wir werden eine Überraschung erleben, die uns allen dreien das Anfangen erspart.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich wetze, daß Ihre Frau und mein Schwager sich schon kannten, bevor sie sich heute Mittag vorgestellt wurden.“

„Da dürften Sie sich irren.“

„Warten wir's ab!“

Bingens waren reizende Menschen; er ein Edelmann von österreichisch-gemüthlicher Bornehmheit, ohne Pose.

Ich weiß nicht, wie wir lust auf das Thema Eifersucht zu sprechen kamen.

Bingen schien mir ein wenig blaß, als er sagte: „Ich möcht' Ihr Urteil nicht beeinflussen, meine verehrtesten Herrschaften, aber stellen Sie sich vor: Ich komm' spät abends, sagen wir um Mitternacht, von der Reise heim. Mein Häufel ist verschlossen, und da ich die Leutl nicht wecken möcht und die Fenster von meinem Schlafstüberl offen sind, so laß ich die Stiefel unten, krazel am Spalier hinauf, mach' oben kein Licht und werf' mich aufs Bett. Denk' ich, mich erschlagt der Bliß, so fährt etwas im Bett hoch, und ein weiches Frauenstimmlerl schreit: „Tölpel, willst mich morden?““

„Nette Bescherung. — Waren also Gäste ins Häufel kommen. Entfernte Verwandte meiner Frau. Nun, was hätten's an meiner Stell' getan, Herrschaften?“

Mir wurde sehr unbehaglich zu Mute. Es war klar, Bingen wußte, was sich in der Nacht zugetragen. Seine Frau bewahrte eine offenbar gekünstelte bemerkenswerte Ruhe. „Aber Rainer“, sagte sie, „daron weiß ich ja gar nichts, das ist doch bloß ein Märkl, gelt?“

„Liebes Weib, wenn's nun aber doch Ernst wär', was tät'st dann von mir denken?“

„Gar nichts Arges, gewiß nicht!“

„Gut, ich dank' dir! Aber Sie, Herr Doktor, geseht, dies Frauerl in mein Stüberl wär' Ihre Frau Gemahlin, die gnädige Frau, gewesen. — Nachher tät'en's mich selbstverständlich auf Pistolen fordern, net?“

„Das stände mir schlecht an“, erwiderte ich, nun fest entschlossen, mit der Beichte zu beginnen.

„Sie tät'en mir also das peinliche Gescheherl net nachtragen?“ unterbrach er mich. „Ich dank' Ihnen von Herzen, und alsdann könnt' Ihr's wirklich alle auf Ehr' und Seligkeit glauben, daß es diese Nacht nicht anders gewesen ist zwischen — der gnädigen Frau und mir.“

Wir drei mußten sehr geistreiche Gesichtser gemacht haben.

„Ja“, fuhr Bingen fort, „als ich ein Stunderl auf dem harten Billard gelegen, dacht' ich, Rainer, du bist immer ein guter Kletterer gewest, geh', krazel hinauf in dein Stüberl. Na, und das andere hab' ich erzählt, nur daß die gnädige Frau einen kolossalen Schneid gehabt hat und gesagt: „Heben's drei Finger hoch und schwören's, daß Sie die Nacht über nicht vom Sofa aufstehn werden!“ — Na, und daß ich kein Meineid geleistet hab', das glaubt ihr mir schon?“

Der Bann war gebrochen, die Erstarrung löste sich in befreiendes Aufatmen. Meine Frau brühte meinen Arm, als hätten wir uns soeben verlobt. Und dann fiel es mir wirklich nicht mehr schwer, gleichfalls zu beichten.

Zulekt gab es nur noch ungeprüfte Heiterkeit und Freundschaftsbeteuerungen fürs Leben. Den Tölpel, den meine Frau Herrn v. Bingen an den Kopf geworfen hatte, betrachteten wir durch das Kamel, mit dem Stefanie mich bedacht hatte, als ausgeglitten.



Fließarbeit in der deutschen Automobilindustrie.

Bald nach der Stabilisierung der deutschen Währung gingen zahlreiche deutsche Industrielle, Kaufleute und Wissenschaftler nach den Vereinigten Staaten, um dort die während des Krieges und der Inflationsjahre von den Amerikanern gemachten technischen Fortschritte an Ort und Stelle zu besichtigen. Nach ihrer Rückkehr gab es ein äußerst lebhaftes Für und Wider darüber, ob sich die amerikanischen Methoden und vor allem das Arbeitstempo, wie es die amerikanischen Automobilfabriken, die Ford-Motor-Company an der Spitze, mit der Band- oder Kettenarbeit eingeführt hatten, auch auf deutsche Verhältnisse übertragen lassen.

Dieser Streit ist inzwischen verstummt. In entschlossener Weise hat auch die deutsche Automobilindustrie, dem Beispiel der Opel- und der Brenntagwerke folgend, die fließende Fertigung so weit in die Tat umzusetzen versucht, als es die deutschen Verhältnisse gestatten. Und der Erfolg dieser Umstellung, die noch keineswegs beendet ist, wurde jetzt schon deutlich spürbar in einer ganz wesentlichen Preisermäßigung der deutschen Gebrauchswagen. Mit dem Gebrauchswagen ist ein Ziel erreicht, das sich bereits vor dem Kriege einige deutsche Automobilfabriken gesteckt hatten, es jedoch infolge der Ablehnung der Käufer aufgeben mußten. Damals wollte unbedingt Herr Müller einen anderen Wagen haben als Herr Schulze, und Herr Schulze einen anderen als Herr Meyer. Die Folge war eine Unzahl von Modellen. Jede Fabrik mußte, der Mode folgend, jedes Jahr eine Anzahl neuer Modelle herausbringen. So verfügte Deutschland wohl über eine reiche Anzahl teurer Luxuswagen, doch der billige Gebrauchswagen, wie er Ford bei Aufnahme seiner Fabrikation vorschwebte, und wie er ihn dank seiner bis ins Kleinste durchgeführten Fließarbeit jetzt für 290 Dollar liefern kann, fehlte bis vor kurzem bei uns gänzlich.

Hier hat erst der Zwang zur fließenden Fertigung Wandel geschaffen, da diese nur die Herstellung eines Modells zuläßt, soll sie wirklich alle Vorteile mit sich bringen, die mit ihr erreichbar sind. Worin besteht nun das Wesen der Fließarbeit? Es beruht auf dem Grundsatz, alle Arbeitsvorgänge in so einfache Teilarbeiten zu zerlegen, daß jeder Vorgang von einem Arbeiter in einer ganz bestimmten Zeit erledigt werden kann. Jedem Arbeiter wird deshalb das Werkstück, an dem er Tag für Tag, jahrein, jahraus die gleichen Arbeiten zu verrichten hat, auf seinen Arbeitsplatz gebracht, damit er seine kostbare Zeit nicht mit dauerndem Hin und Her vergeude. Das Heranbringen der Werkstücke geschieht mit Hilfe eines Bandes. Dieses steht entweder still und bildet gewissermaßen eine Bahn, auf der einer dem anderen das betreffende Werkstück zuschiebt, oder es wandert, ähnlich einem langsam laufenden breiten Treibriemen. Das Band kann auch die Gestalt einer Rollbahn haben oder die einer endlosen Kette, an deren Glieder die Werkstücke mittels Haken angehängt werden, damit sie von einem Arbeitsplatz zum anderen geführt werden und jeder Arbeiter seine ihm genau vorgeschriebenen Handgriffe an ihnen verrichten kann. Die Umlaufgeschwindigkeit der Bänder und Ketten ist so bemessen, daß die erforderlichen Arbeitsoperationen vom Arbeiter ausgeführt werden können, ohne daß zwischen den einzelnen Einrichtungen Pausen entstehen oder der Arbeiter über seine Kräfte beansprucht wird. Im Prinzip wenigstens natürlich gibt es bei einem solchen mit unerbittlicher Gleichmäßigkeit weiterwanderndem Band auch Arbeitsoperationen, wie das Einziehen der Schrauben für den Zylinderkopf, die die Kräfte des Arbeiters dermaßen in Anspruch nehmen, daß er nach einigen Wochen im Austausch eine leichtere Beschäftigung erhalten muß.

Das Band oder die Kette erspart also dem Arbeiter nicht nur jedes Laufen nach irgend welchem Werkzeug oder den Werkstücken und damit auch jede Ablenkung, sondern es zwingt ihn auch, was das Wichtigste ist, die ihm obliegenden Arbeiten im stets gleichbleibenden Zeitmaß auszuführen. Für das deutsche Empfinden hat dieser Zwang mit seiner ewigen Gleichförmigkeit zunächst etwas höchst Unsympathisches an sich, deshalb entstand auch nach Rückkehr der deutschen Studienkommissionen aus den Vereinigten Staaten der bereits erwähnte Meinungsstreit darüber, ob sich die Ford'sche Methode für uns eigne oder nicht. Jene Fachleute, die damals äußerten, der deutsche Arbeiter arbeite nicht „an der Kette“, haben inzwischen ihre Ansicht wandeln müssen. Ebenso gut wie der

ausgewanderte Deutsche drüben an der Kette seinen Mann steht, vermag er es auch hier. Und daß er auch den guten Willen und das Geschick dazu hat, beweist die Preisermäßigung, die seit Einführung der Fließarbeit auch bei uns eintreten konnte.

Ob es der deutschen Industrie jemals möglich sein wird, den kleinen Gebrauchswagen gleicher Stärke ebenso billig herzustellen wie Ford, vermag heute noch niemand vorauszusagen. Daß dieser Fall bei einer Tagesleistung von 100 Stück, wie sie jetzt bei einigen deutschen Fabriken erzielt wird, nicht eintreten kann, leuchtet ein, wenn man dieser an sich ganz statischen Leistung die gewaltige Menge von 9000 Stück gegenüberstellt, die Ford täglich in seinen sämtlichen Fabriken erzielt. Bei derart fast märchenhaft anmutenden Tagesleistungen kann er es sich leisten, in seiner größten Fabrik die Zylindergehäuse gleich vom Hochofen aus zu gießen, immer sechs in einer Reihe. In solch umfassender Weise wird die Fließarbeit bei uns wohl niemals eingeführt werden können. Es ist dies ja nicht nur eine Frage des guten Willens, der Organisation, des nötigen Betriebskapitals und der nach und nach zu erwerbenden Erfahrungen, sondern in erster Linie eine Frage der Abzahnmöglichkeit für die vermehrte Produktion. Und auf diesem Gebiete sieht es in dem durch den Krieg verarmten Deutschland und Europa doch wesentlich anders aus als in dem an Bodenschätzen überaus reich gesegneten und durch den Krieg lüppig reich gewordenen Amerika. Singu kommt bei uns noch, daß auch der billige Gebrauchswagen nicht als ein notwendiges Verkehrsmittel unserer schnelllebigen Zeit, sondern immer noch als ein gewisser Luxus betrachtet und demnach mit Steuern stark belastet wird. Bringt die geplante neue Steuerregelung hierin einen Umschwung, so wird mit steigendem Volkseinkommen auch die Abzahnmöglichkeit für den deutschen Gebrauchswagen eine immer bessere werden. Mit steigender Produktion werden die Vorteile der Fließarbeit immer mehr in Erscheinung treten und zu weiterer Preisermäßigung benutzt werden können. Jede Preisermäßigung erweitert aber den Kundenkreis und damit die Abzahnmöglichkeit für die erhöhte Produktion, wie das amerikanische Beispiel zur Genüge bewiesen hat. Wenn der deutsche Gebrauchswagen heute noch nicht so billig ist wie der Fordwagen und voraussichtlich auch niemals so billig werden kann, so ist dies nicht Schuld der deutschen Industrie und Technik, sondern der Verhältnisse, die stärker sind als wir. E. T.

Die Webmaschine ohne Schiffschen.

Die Hauptnachteile unserer heutigen Webmaschine sind die hohen Geschwindigkeiten und Kräfte, die nötig sind, um das Schiffschen bei großen Webbreiten mit genügender Geschwindigkeit und Sicherheit durchzubringen. Der Einbau von Schuß- und Kettenwächtern und anderen Vorrichtungen zur Sicherung des Betriebs kompliziert und verteuert die Maschinen und erschwert das Weben. Vor allem sind die zahlreichen Betriebsunterbrechungen durch das Reissen der überbeanspruchten Fäden wirtschaftlich nachteilig. Nunmehr wird uns eine neue Art von Webmaschinen versprochen, die ohne Benützung eines Webeschiffschens selbsttätig arbeiten soll. Bei ihr wird die Fadenmenge für eine Tagesarbeit an zwei Kreuzen rechts und links aufgehängt. Zwei Greifer rechts und links ziehen den Schußfaden von ihnen ab, führen ihn doppelt in ein Fach bis zur Mitte und übergeben ihn dort dem gegenüberliegenden Greifer. Der Faden wird dann noch innerhalb der Webkante durchschnitten und vom Greifer einfach ausgezogen. Die Kante wird dadurch gebildet, daß das beim Abschneiden gebildete kurze Ende im Fach liegt und mit dem Blattanschlag eingeschlagen wird. Da die Greifer sowohl zuführend als abnehmend wirken, sind nur zwei nötig. Die neue Anordnung soll außerordentlich schnell arbeiten. Maschinen dieser Art wiegen nur ½ Tonne und werden fast durchweg aus Stahl hergestellt. Sie eignen sich zum Weben von jeder Art Material, von Baumwolle und Jute so gut wie von Flachs und Seide. Außerdem kann man mit ihnen bunt weben. Als besondere Vorteile werden angeführt: geringer Kraftbedarf, geringe Unterhaltungskosten, einfache Bedienung, Schonung der Kettenfäden, stoßloses Arbeiten und Möglichkeit von 24-Stundenbetrieb. Falls sich diese Angaben als zuverlässig erweisen, kann diese Maschine starke wirtschaftliche Veränderungen in der Textilindustrie hervorrufen.